

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Das Saterland. Aus dem Hannoverschen Magazin

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Aus dem Hannoverschen Magazin *)

Das Saterland

Das Saterland liegt an zwei kleinen Flüssen, die Markä, die von Süden nach Nordwesten, und die Oh, die von Südwesten nach Norden fließt. Beide vereinigen sich unweit des Dorfes Alt-Scharle und bilden die Leda, welche hernach in vielen Krümmungen um dieses Ländchen herum nach Nordwesten hin sich mit der Sost vereinigt, wo beide denn diesseit Leer bei Leerort in die Ems fließen.

Vormals machte das Saterland einen Theil der Niederstifts Münster aus, gehört jetzt, wie ich oben schon bemerkt habe, zum Großherzogthume Oldenburg, liegt hart auf der hannoverschen Grenze und ist außer dem Flusse von allen Seiten mit Morästen, Moor und Heiden umgeben. Von Frysoita aus führt jetzt ein sehr gut und hoch aufgeworfener Fahrweg durch das Moor und setzt es mehr als früher, mit seinen Nachbarländern in Berührung, weil man ehemals nur zu Wasser hineingelangen konnte.

Der moorige und morastige Boden ist mit Asphalt und Schwefel angefüllt, weßhalb auch das Wasser einen sehr starken Schwefelgeschmack hat.

Das ganze Land besteht aus drei Kirchspielen. Scharle war früher das größte Dorf, wird aber jetzt Alt-Scharle genannt, weil es vor einigen Jahren durch die Flammen halb verzehrt wurde, sich getheilt hat und die durch diese Feuersbrunst verunglückten Bewohner sich eine halbe Stunde weiter ins Moor hinein angebaut haben und ihren Ort Neu-Scharle nennen. Dann kommt Raamsloh mit den Bauerschaften Holn und Balje und zuletzt Strücklingen mit der Bauerschaft Usende. Das Ganze wird ungefähr von 4000 sehr arbeitsamen Menschen bewohnt, die eine große Anhänglichkeit und Liebe für ihr Ländchen haben. Früher waren sie frei und wußten alle Anmaßungen fremder Zwingherrn zu bekämpfen, standen bloß unter dem Immediat-Schutze des Grafen von Tecklen-

*) Es handelt sich hier um einen Text, der 1842 erstmals in dem „Hannoverschen Magazin“ erschienen ist; er basiert auf Ausführungen von Hoche: Reise in das Saterland. Reinhard Oberschelp hat ihn in der Reihe „Niedersächsische Texte 1820-1866“ im Jahre 1985 in gekürzter Form neu veröffentlicht. Herr Oberschelp genehmigte freundlicher Weise den wörtlichen Nachdruck.

burg, an den sie jährlich für sein Hoheitsrecht 3 Faß Butter bezahlten; später erwarben die Bischöfe von Münster dieses Recht, welches die einzige Abgabe war, die dieses Völkchen zu tragen hatte. Jetzt, da es oldenburgisch ist, hat es mit den übrigen gleiche Last, bezahlt aber, da es freie Jagd und Fischerei hat, außerdem noch immer die drei Faß Butter. Das ganze gehört jetzt zum Amte Frysoita und wird von einem Amtsvogte regiert.

Der Saterländer versteht es, von seinem moorigen Boden einen Nutzen zu ziehen, der seiner merkwürdigen Art und Weise wegen verdient, angeführt zu werden. Er sucht sich, wenn die großen Nebel seltener und die Witterung im Frühjahre trockner geworden, ein Stück Moorgrund aus, hackt mit einer 2 Zoll langen und 4 Zoll breiten nach vorn spitz zu laufenden Hacke den Boden um und läßt das Umgehackte trocknen. Ist das darauf wachsende Haidekraut verdorrt, so wird es an mehreren Stellen angezündet. Wenn das ganze Feuer verzehrt ist, so wird die Asche aus einander geworfen und Buchweizen hineingesäet. Zwei bis drei Jahre hindurch kann es auf dieselbe Weise wiederholt werden, bis der Boden erschöpft ist, alsdann muß er wohl 10 Jahre liegen bleiben, bis die Heide wiedergewachsen ist. Auch im Herzogthume Arenberg-Meppen und in der Niedergrafschaft Lingen wird der moorige Theil des Landes von den Bewohnern auf dieselbe Art und Weise benutzt, wodurch ein so starker Rauch entsteht, daß er den ganzen Himmel verdunkelt und den Westfälingern die schönsten Tage des Frühlings verdirbt. Er wird Moor- auch wohl Haarrauch genannt, riecht stark nach Torf, ist sehr kalt, hält den oft im Frühjahre so nöthigen Regen zurück, verstimmt sogar die Vögel in der Luft und scheint überhaupt der ganzen Vegetation schädlich zu sein.

Das erste, was der moorige Boden wieder erzeugt, ist ein in die Höhe wachsendes Binsenkraut, welches einen kleinen Büschel unterhalb der Spitze hat; die Saterländer nennen es in ihrer Sprache Bijunt und verfertigen Besen daraus.

Im Saterlande ist der Boden in der Nähe der Dörfer fester und besteht aus einer starken Mischung von Sand und Moor und wird zu Ackerland für die anderen Getreidesorten benutzt. Nach dem Dollart hin hat dieses Ländchen seine Bruchwiesen.

Die Wagen der Saterländer unterscheiden sich in nichts von denen der westfälischen Bauern, als daß ihre Räder einen sehr breiten Kranz haben, damit sie nicht zu tief einschneiden. Diese Wagen sind sehr leicht und könnten auf festem Boden mit einer Ladung Buchweizen von zwei Menschen gezogen werden, hier aber sind

zwei Pferde unentbehrlich. Unter dem Wagen hangen Holzschuhe für die Pferde, die ihnen, wenn es nicht ganz trocken ist, angezogen werden. Diese Holzschuhe sind starke, aber dennoch leichte Bretter, die oben etwas ausgehöhlt sind, so daß der Huf hineinpaßt. Sie werden über dem Hufe mit kleinen Stricken befestigt, und so muß das Pferd gehen, damit es nicht einsinkt.

Die Einrichtung der Häuser ist ganz so wie die der Bauernhöfe im Osnabrückschen, sie haben nur einen Stock, das Dach besteht größtentheils aus Buchweizenstroh und liegt dicht auf den Fenstern und ist selten mehr als 6 Fuß von der Erde entfernt. Schornsteine haben nur die Häuser der Wohlhabenden, Scheunen, Ställe, Kamin und Kammern sind in eins gebaut. Vorn unter dem Giebel ist eine große Thüre, wodurch man hinein fährt, welche bei Tage immer offen steht, aber durch ein fünf Fuß hohes Gitter ersetzt wird, damit das Vieh nicht hinauslaufen kann. Kommt man durch diese Giebelthüre hinein, so ist rechts der Stall für die Pferde und links für die Kühe und was der Bauer sonst an Vieh hat. Die Hühner gehen im Hause spazieren und legen ihre Eier, wohin sie wollen. Der Boden, d. h. der ganze Raum unter dem Dache, ist die Vorrathskammer, hier reihet sich Getreide, Heu und Stroh an einander. An beiden Seiten der Ställe sind am Ende noch kleine Kammern angebracht zum Aufbewahren der Vorräthe. Der zwischen den Ställen von hier bis zur Giebelthüre führende Raum ist die Dehle und wird zum Dreschen benutzt. Hier hört die erste Abteilung des Hauses auf; alsdann tritt man auf einen freien Raum, in dessen Mitte der Heerd sich befindet, der mit dem Erdboden gleich und so angelegt ist, daß man rund umher gehen kann, alsdann kommt eine Mauer, die durch die ganze Breite des Hauses geht und den zweiten Giebel von dem ersten absondert. Hinter dieser Mauer sind kleine Zimmerchen, wo der Webstuhl und einige Koffer stehen. Das größte von diesen wird im Winter als Wohn- und Spinnstube gebraucht.

Die Saterländer sind sehr gastfrei. Überall wird man von ihnen wohl aufgenommen. Essen und Trinken geben sie gern und bereiten, was man wünscht, wenn es ihnen möglich ist. Für ihre Bereitwilligkeit und für das, was sie geben, nehmen sie nur eine mäßige Bezahlung. In jedem Hause kann man schwarzes Brot, auch wohl Zwieback, Butter, Kaffee, Käse, Bier und Branntwein haben, und jedes Haus steht hier, obgleich es nicht mehr an Wirthshäusern gebricht, den Reisenden offen.

Im Dorfe Scharle fand ich ein schönes Haus. Ich ging hinein, um Kaffee zu trinken. Der Hauswirth, ein Kaufmann, galt für den

Reichsten im Lande. Man brachte den Kaffee, der Hauswirth, seine Frau und seine junge Schwägerin setzten sich zu mir und tranken mit. Butter, Käse, Zwieback, schwarzes Brot und geräucher-tes Fleisch wurden zu dem Kaffee gegessen. Ich war gezwun- gen, acht Tassen dieses gefärbten warmen Wassers zu trinken, weil ich meine Tasse nicht umstülpte, denn es ist Sitte, so lange einzu- schenken, bis dies Zeichen gegeben wird.

Kaffee trinken sie sehr viel, und er soll ihnen mehr schaden, als der Branntwein, wie ein alter Schiffer mir versicherte: „Wir sind schon lange an den Branntwein gewöhnt,“ sagte der, als ich dieses Getränk tadelte und für die Gesundheit nachtheilig hielt, „in der feuchten Luft und auf dem Wasser ist er uns unentbehrlich aber der Kaffee, der verdirbt die jungen Leute; in meiner Jugend kannte man ihn noch kaum.“

Das Kaffeetrinken ist leider hier wie überall unter den niederen Volksklassen allgemeine Sitte. Die Saterländer trinken ihn in gro- ßen Quantitäten, aber sehr schwach, denn er sieht aus wie gefärb- tes Wasser. Man bedient sich zum Kaffeetrinken großer Kannen, die der Saterländer Dreipott nennt, die auf drei Füßen stehen und drei Hähne zum Abzapfen haben. Diese Kanne steht auf einem kleinen Kohlenbecken, um den Kaffee immer warm zu halten. Wer Lust hat zu trinken, schraubt einen Hahn auf und läßt sein Täß- chen volllaufen. Oft laufen alle drei Hähne zugleich. Den Kandis- zucker legt man in die Unterschale, nimmt ihn während des Trin- kens in den Mund und läßt ihn hernach wieder in die Tasse fallen, damit er gelegentlich, auch wohl für Andere, noch brauchbar ist. Das Aufsetzen mehrerer Speisen zum Kaffee ist vorzüglich nur Sitte, wenn Gäste da sind.

Unter sich geben sie keine Kaffee-Visiten, die in der feinen Welt eine ergiebige Quelle der Medisance und des Müssiggangs Beschützer sind. Ohne Besuche können indeß die Frauenzimmer nicht leben, und man muß tolerant gegen sie sein, weil es nun ein- mal so ist und weil sie dem männlichen Gechlechte in anderer Hin- sicht noch härtere und begründetere Vorwürfe machen können.

Die Saterländerinnen machen auch Visiten, aber diese sind etwas sonderbar; es sind Biervisiten. Alle Saterländer haben freie Brau- ereien, dazu sind eigene Häuser bestimmt, in welchen ein jeder nach einer gewissen Ordnung brauen kann. Wenn nun eine Haus- frau brauet und das Bier fertig ist, so kommen die Verwandtinnen, Freundinnen, Gevatterinnen und Nachbarinnen entweder nach dem Brauhause oder nach der Wohnung der Brauerin. Jede hat einen Löffel und einen Topf bei sich. Die Eigenthümerin des Biers

muß diese Töpfe anfüllen und Brot dazu geben. Die Gäste setzen sich alle vor die Thür, brocken das Brot in das Bier und leeren unter Lachen und Scherzen ihre Kalteschalentöpfe aus. Jede ist verbunden, den Schmauß wieder zu geben, wenn sie brauet, und so können sie in einer Woche mehrere Kalteschalen-Visiten machen.

Ihre Speisen sind nicht ausgesucht, sie genießen sie aber in großen Quantitäten. Ihr Klima und ihre Beschäftigung macht ihnen harte Speisen nothwendig. Schinken, geräuchertes Fleisch, Schwarzes Brot, Kartoffeln, mehrere Arten brauner Kohl, Butter und Käse sind die gewöhnlichen Nahrungsmittel. Eine Liebesspeise ist ein Pfannkuchen von Buchweizenmehl mit Speck, welcher bei Wäschen und Flachsfeften gegeben werden muß. Buchweizenmehl wird bei ihnen sehr viel gebraucht, und in dem moorigen Boden wächst diese Getreideart am besten. Reisbrei gehört unter die festlichen Speisen der ersten Art.

Ihr Brod ist so schwarz wie der Torf, den sie brennen. Sie bereiten es auf folgende Art: Das Getreide wird geschrotet oder eigentlich nur gequetscht, diese zerriebene Masse wird stark gesäuert und muß so 12 bis 16 Stunden stehen; dann wirken sie den Teig aus, zu 30 bis 40 und mehr Pfunden. In dem Ofen, der ganz aus Lehm gebauet ist, steht er wenigstens 24 Stunden. Die Oeffnung des Ofens wird mit einem Eisen zugedeckt und verschmiert, oder auch ganz zugemauert, bis das Brot gebacken ist. Dies ist der bekannte und sehr nahrhafte Bonpournickel oder westfälischer Pumpernickel. Als Delicatesse essen ihn die Saterländer, wie die andern Westfälinger, mit vieler Butter bestrichen und Zwiebäcke oder Scheiben von weißem Brot darauf gelegt. Diesem Brote schreibe ich es zu, daß die Menschen hier alle schöne Zähne haben.

Hunger und Kälte können sie viel ertragen, aber nicht Durst und Wärme. Bier und Branntwein darf nicht fehlen. Drei Tage und drei Nächte können sie in ihren Booten auf der Leda schwimmen, achten nicht des Schlafs, der Kälte und des Hungers, wenn nur ihr Branntweinsbuddel gefüllt ist. Aber eben so lange können sie auch unthätig im Hause liegen und essen und trinken. Sind sie dies überdrüssig und haben noch keine Fahrt zu machen, so gehen sie mit ihren schönen Windspielen auf die Jagd. Beinahe alle Männer kauen Taback, und so wie man von einem andern eine Prise Schnupftaback fordert, fordern sie ein Prümken, d. h. eine Portion, die sie mit drei Fingern zusammenfassen und in den Mund stecken.

Die Zeit berechnen sie nach Nächten und nicht nach Tagen, wie es der alten Deutschen Sitte war; aber die Tagesrechnung oder das Zeitmaß bestimmen sie nach der Essenszeit. Ein Itemal sind 24 Stunden. Fragt man: wie weit ist der Ort entfernt? so antworten sie: ein Viertel Itemal u. s. w.

Das weibliche Geschlecht ist bei den Saterländern noch nicht zu der Stufe in der bürgerlichen Gesellschaft gekommen, wo es bei allen cultivirten Völkern steht. Die Saterländerinnen sind beinahe noch Slavinnen, wie uns Tacitus die Weiber der alten Deutschen schildert. Sie müssen pflügen, säen, ernten und den ganzen Ackerbau treiben, den Haushalt führen und für die Pflege und Bequemlichkeit des männlichen Geschlechts sorgen. Selten sieht man eine Mannsperson mit einem Wagen, und sieht man eine, so ist es ein Greis oder ein unbärtiger Jüngling.

Die Weiber der Saterländer verrichten alle ökonomischen Geschäfte, bauen ihren Flachs und verarbeiten ihn, bis die Männer die Kleidung daraus anziehen können. Außer den Geschäften des Ackerbaues und der Hauswirthschaft, müssen sie die Arbeit der Männer noch mit verrichten und die Boote bis nach Ellerbruch ziehen helfen. Ja ich habe Weiber gesehen, die eine Last allein dahin brachten und ihren Branntwein tranken, so gut als die Männer. Die Häuslichkeit des weiblichen Geschlechts ist die Quelle der Wohlhabenheit. Der Mann führt seine Motte, ein kleines Schiff mit einem Segel von Utende nach Leer und Emden, ja er wagt sich damit in die Nordsee und ladet darin beinahe eben so viel, als die Püntten, eine größere Art Schiffe, auf der Ems tragen, die von Pferden gezogen werden. Dies ist sein Gelderwerb, alles Uebrige beruhet auf dem Fleiß und der Ordnung der Frau.

Ich habe gesehen, daß Weiber die Lasten, welche die Männer auf Motten brachten, in ihre Boote ladeten und nach den Ellerbruch zogen, von da wieder eine Ladung zurückbrachten, die die Männer nach geschehener Ruhe umladen und nach den Hafen fahren. Nun besorgen die Weiber die Wirthschaft bis zur Heimkehr der Männer, wo sie denn aufs neue die Beweise ihrer Häuslichkeit und ihres Erwerbungstriebes ablegen. Sie wissen, daß sie nicht bloß zum Verzehren, sondern auch zum Erwerben da sind.

Solche, die man eigentlich Arme nennt, findet man nicht unter den Saterländern; für Hülfbedürftige, deren es nur wenige giebt, und die es durch das Alter sind, sorgen die Bürgermeister, sowie für diejenigen, die ein Unglück getroffen hat. Es herrscht hierin etwas von einer patriachalischen Verfassung, alle gehören gleichsam zu einer Familie. Wird Einer krank, so sorgen Andere für seine Geschäfte.

Die Saterländer erreichen ein hohes Alter. Sie werden selten krank, und sind sie es, so ist gewöhnlich die Natur der Arzt. Einige Hausmittel kennen und gebrauchen sie; übrigens glauben sie so wenig an die Arzeneien als an einen Arzt. Alte Weiber machen hier mit abergläubischen Kuren noch eher ihr Glück. Keine Seuche aus Venus-Tempeln schleicht unter ihnen umher, und die Galanterie hat ihr Gift hier noch nicht ausgegossen. Des Alters größte Beschwerde ist hier die Schwäche des Gesichts. Die Augen werden roth und thränen viel. Dies kömmt wahrscheinlich von dem vielen Branntwein und Torfrauch her, der alle Häuser durchziehet.

Ihre Kinderzucht geht dahin, durch Liebe zum Vaterlande und vaterländischen Sitten, alles was ihnen eigenthümlich ist zu erhalten. Kaum ist das Kind geboren, so wird es so behandelt, wie die Urmütter ihre Kinder behandelten. Es kriecht im Staube und Koth umher mit seinen Gespielen, Ferkeln und Hühnern, und ist in seiner Nacktheit dem Winde und dem Regen ausgesetzt. Es ißt früh sein schwarzes Brot und stillt den Durst an der Mutter Brust bis in das dritte und vierte Jahr, oder eigentlich bis ein neuer Ankömmling ihm diese Freude raubt. Dies hindert vielleicht die Vermehrung, befördert aber den schönen Auswuchs der Kinder. Das männliche Geschlecht ist groß. Die Augen sind fast bei allen blau und rollen etwas furchtbar in dem Kopfe, ihre Physiognomie ist jedoch angenehm und männlich, sie zieht an und erwirbt Vertrauen. Sie sind von starkem Gliederbau und sehr musculös, tragen alle rund geschnittenes Haar, das fast durchgehends blond ist und etwas ins bräunliche spielt. Ein Hut am gewöhnlichsten eine Mütze bedeckt das Haupt. Ein Hemd, ein Brusttuch, und darüber ein Kamisol mit Aermeln von gefärbtem Leinen- und Wollengarn bedecken den Leib. Wenn sie auf dem Wasser sich befinden, so tragen sie eine Art Schifferhosen, wollene Strümpfe und lederne Schuhe. Zu Hause tragen sie Holzschuhe, die sie Hosken nennen. Das weibliche Geschlecht ist durchgehends schön. Die Natur hat sie reichlich mit allen Reizen ausgestattet, die sie auf eine unschuldige und vorteilhafte Art zu verbergen wissen. Ihr Auge spricht Liebe und Sehnsucht.

Die Kleidung der Weiber ist im ganzen genommen ihrer Schönheit nicht vorteilhaft. Sie tragen Mützen, worüber ein Zeug liegt, welches sie Logett nennen. An der Mütze sitzt eine Stirnbinde, an deren Enden das Logett in den Schlägen fest genäht ist und wieder zurückgeschlagen wird. Auf dieser Mütze tragen sie einen großen Strohhut, in der Form eines halben Mondes, wovon die gerade Linie hinten, die Ründung vorn ist, die weit heraus stehet und zum



Schutze gegen Regen und Sonne dient. Der Kopf des Hutes ist flach, zwei Bänder binden ihn unter dem Kinne fest. Den Busen bedecken die Saterländerinnen bescheiden und kämpfen mit der Gewalt der Natur. Sie tragen ein Kamisol mit langen Schößen, diese bedecken einen großen Theil des Rockes, welcher mit der Schürze bis unter die Waden reicht.

Das Ohrisen macht auch noch einen Theil ihres Kopfschmuckes aus; dies ist aber selten von Eisen gemacht, sondern von Silber oder echtem Golde und hat die Form eines halben Ringes. Dieses Ohrisen legen die Mädchen über die Haare auf dem Hinterkopf so, daß die beiden Enden über den Ohren hervor bis an die Augenbrauen treten. Dann setzen sie die Mütze über die fliegenden Haare, die Schultern und Busen bedecken, ziehen die Zipfel über die Ohren herab und befestigen sie an dem Ohrisen.

Zu diesem Zwecke sind in dem Ohrisen vorn, wo es in der Schläfe liegt, zwei kleine Löcher von oben nach unten, dadurch stecken sie Nadeln, die die Mützen festhalten. Dies ist ein Hauptstück des Putzes junger Mädchen, und man muß gestehen, daß der Glanz des Goldes in der Schläfe, welcher durch die feinen weißen Kanfen des Logetts dringt, mit den blonden Augen viel Wirkung hat.

Die Keuschheit der Weiber soll, wie die Männer selbst versichern, musterhaft sein. Überdem fehlt ihnen der Reiz der Sinnlichkeit und die Qual der Langenweile, die der Einbildungskraft so gern gefällige Bilder hinstellt. Selten ist hier der Fall, daß ein Mädchen verführt wird, und ist es der Fall, so wird der Verführer gezwungen, das Mädchen zu heirathen.

Die Saterländer verheirathen sich sehr selten mit Auswärtigen. Bei ihren Hochzeiten findet man sonderbare Gebräuche, die, da ich selbst einer beigewohnt hatte, hier erzählen will. Wenn sich der junge Mann ein saterländisches Mädchen ausersehen hat, so sucht er die Genehmigung der Eltern. Hat er diese erhalten, so beschenkt er die Geliebte und empfängt das Gegengeschenk. Die Verlobung wird bekannt gemacht und das Aufgebot bestellt. Politische Hindernisse giebt es keine, da unter den Saterländern keine Ungleichheit der Stände ist und ebenfalls nur der Reichthum ein bequemerer Leben, aber keinen höhern Rang giebt als den, der mit dem Gelde selbst verbunden ist. Die moralischen Hindernisse sind diesem Völkchen gänzlich fremd.

Acht oder zehn Tage vor der Hochzeit gehen die Verlobten umher und bitten die Gäste, die kommen sollen. Des Brätigams Hut ist mit Bändern und Federn geziert, in der Hand trägt er einen hölzernen Stab, oben wie ein Spieß geformt und mit Eisen beschlagen,

Bänderschleifen umwinden ihn ganz. Kommen sie zu einem Gaste in das Haus, so sagt der Bräutigam seine Einladungsrede her, folgenden Inhalts: „Ich bitte euch, ihr wollet an meinem Ehrentage mir zusprechen und mit einem Glas Branntwein und einer Morgensuppe vorlieb nehmen und dann mit mir und meiner Braut in die Kirche gehen und zusehen helfen, daß ein Paar echte Leute zusammenkommen, und wenn die Trauung vorbei ist, mich nach Hause begleiten und vorlieb nehmen, was Küche und Keller vermag, ein Stück vom beschroten Rocken und ein Stück vom fetten Ochsen, eine Tonne Bier; Zeit, Licht und Feuer, Stühle und Bänke, Spiel und Musikanten sollen nicht geweigert werden. Das soll angehen Donnerstag bis Freitag Morgen, bis die Sonne über alle Berge scheint, vier und zwanzig Stunden rund. Diese Bitte will nicht gern von euch geweigert sein. Wenn heute oder morgen ihr oder eure Kinder es wieder von nöthen hättet, wollen wir mit schuldigem Dank uns wieder einstellen. Meine Bitte war klein und die Worte kurz; ihr mögt ein Bischen nachdenken, denn ihr wißt wohl, wie ich es gerne haben will.“ Am Hochzeitstage kommen die Gäste des Morgens um 10 Uhr in das Haus der Braut. Hier erhalten sie zuerst einen Sorop. Dies Essen besteht aus Weißbrot, das mit fetter Fleischbouillon getränkt und etwas gesalzen ist. Man ißt es mit Messer und Gabel. Dazu wird Branntwein getrunken, der überhaupt den ganzen Tag nicht fehlen darf. Um 12 Uhr geht der feierliche Zug in die Kirche. Voran gehen ein paar Spielleute, dann folgt die Braut zwischen zwei Brautmädchen und einem Brautleiter, und hinter diesen die eingeladenen Frauenzimmer. Nun gehen wieder ein paar Spielleute wie die ersten, mit Geigen oder Clarinetten, dann folgt der Bräutigam mit seinen beiden Führern und übrigen Mannspersonen. Die Braut und ihre Jungfern unterscheiden sich von den übrigen durch eine Krone von Flittergold auf ihrer Mütze. Der Brautleiter und die beiden Bräutigamsführer tragen Federn und Bändern auf den Hüten. So geht es unter beständiger Musik, laut jauchzend, mehrentheils springend oder tanzend bis vor die Kirche. Aus der Kirche begeben sie sich wieder in der vorigen Ordnung nach Hause. Der Tisch ist gedeckt; die Braut erhält den ersten Platz, der Bräutigam aber ziehet sein Hochzeitskleid aus und wartet den ganzen Tag in einer Jacke den Gästen auf. Die Gerichte sind alle bestimmt, die gegeben werden müssen; Rindfleisch mit Rosinen, Reisbrei und Zwetschen dürfen nie fehlen.

Nach Tische wird fleißig Genever getrunken, dies ist ihr bester Branntwein; dann tanzt die Braut zuerst mit ihrem Brautleiter

und Bräutigamsführern die Ehrentänze. Diese bestehen, so wie der ganze Ball, aus anständigen Menuets und einem darauf folgenden Dullen; dies ist ein Hopstanz mit lächerlichen und ermüdenden Sprüngen; Jauchzen und Schreierei ist der Ausdruck ihrer Freude.

Sind die Ehrentage vorbei, so gehen alle Gäste, einer nach dem andern in ein besonderes Zimmer des Hauses, worin sich der Bräutigam befindet und geben ihm Geschenke von 16 Guten Groschen bis 2 Thaler. Dies schreibt er sorgfältig auf, denn wenn einst einer von den Gästen heirathet und ihn einladet, so muß er ihm wenigstens so viel wieder geben, als er erhalten hat.

Um Mitternacht geht der Kronen- und Kränzeraub an, wo die verheiratheten Weiber mit den Mädchen einen lustigen Streit führen. Am Morgen gehen sie meistens alle berauscht aus einander.

Die Sprache der Saterländer ist der alte friesische Dialect, woraus auch wohl zu vermuthen ist, daß dieses Völkchen eine alte friesische Colonie ist. Seit mehreren Jahren haben die Saterländer aus der jetzigen friesischen und holländischen Sprache viel aufgenommen, besonders die Wörter, die neuere Bedürfnisse bezeichnen. Dies ist das Schicksal aller lebenden Sprachen, selbst die basische nicht ausgenommen, die alle Wörter der neuen Bedürfnisse aus der spanischen oder französischen Sprache aufgenommen hat, sie aber auch ebenfalls, so wie die Saterländer, nach der ihrigen geformt hat, daß sie von ihren Nachbarn nicht verstanden werden können.

Josef Möller

St. Jakobus und die Kirche zu Ramsloh

Das Patrozinium und die Beziehungen zu Friesland

Immer dann, wenn man die kirchengeschichtliche Entwicklung des Saterlandes darstellt, hebt man einige Besonderheiten hervor. Da ist zuerst das genossenschaftliche Eigenkirchenrecht, das im Saterland in allen drei Kirchspielen gegolten hat. Zwar gab es Eigenkirchen in ganz Deutschland und daher auch in unserem Raum an mehreren Orten, wo Einzelpersonen die Kirchen gestiftet haben und das Kirchenpatronat behielten. Das genossenschaftliche Eigenkirchenrecht hebt sich aber von dieser Form ab und bedeutet, daß nicht ein einzelner, sondern eine ganze Gemeinde als Stifter auftritt und auch die Kirche selbst verwaltet. Die Gemeinde besaß damit u.a. das Recht der freien Pfarrerrwahl, dessen rechtmäßige Praktizierung im Saterland bis nach der Reformationszeit immer unbestritten gewesen ist. Wie es genau gehandhabt wurde, kann man nicht sicher sagen. Anderenorts haben breite Schichten dieses Recht ausgeübt. Das ist vielleicht auch hier so gewesen. Es ist aber auch möglich, daß Personen, die ein besonderes Ansehen genossen, den größten Einfluß bei der Pfarrerrwahl und der Verwaltung der Kirchen gehabt haben¹⁾.

Was in anderen Gegenden einem Adligen oder dem Bischof zustand, besaßen im Saterland die Gemeinden selbst. In Ramsloh, Scharrel und Utende-Strücklingen bestritt man seine kirchlichen Angelegenheiten selbstbewußt selber. Durch die Kirche und die selbstgeschaffene Ordnung (Unterhalt der Gebäude und des gesamten Kirchenwesens) wurden die Orte erst zu Gemeinden und gewannen so ihre (Teil)-Identität. An niemanden außerhalb des Saterlandes wurden die Kirchenzehnten abgeführt. Am Bischofsitz in Osnabrück interessierte man sich daher nur am Rande für sie, so daß wir die Gemeinden des Saterlandes (wie auch Barßel) gar nicht erst in einem Archidiakonatsverzeichnis finden. Für die